

Zeitschrift: Jurablätter : Monatsschrift für Heimat- und Volkskunde
Band: 29 (1967)
Heft: 6

Artikel: 300 Jahre Solothurnische Schanzen
Autor: Sigrist, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-861330>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

300 Jahre Solothurnische Schanzen

Zur Erinnerung an den Beginn des Schanzenbaus 15. Juli 1667

Von HANS SIGRIST

Die Befestigung, Wall oder Mauer und Graben, verstärkt durch Türme und Tore, bildete eines der wesentlichsten Merkmale der mittelalterlichen Stadt. Schon das spätrömische Salodurum besass ja seinen Mauerring, dessen Grundzüge sich im modernen Katasterplan und dessen Mauern und Türme sich wenigstens teilweise noch in ihren Fundamenten und untersten Mauerschichten erhalten haben. Dieses Castrum bildete auch einen der Kerne der mittelalterlichen Stadt Solothurn.

Für fast sieben Jahrhunderte schufen dann zu Ende des 12. Jahrhunderts die Herzöge von Zähringen den Mauerring, in dem das alte Solothurn, wie wir es kennen, begrenzt blieb. Die Aussenmauern der Altstadt samt der eigentlichen Vorstadt bezeichnen noch heute den Verlauf der zähringischen Stadtmauer; auf sie gehen vermutlich auch die paar rund herauspringenden Halbtürme zurück, die sich an einzelnen Stellen noch mehr oder weniger deutlich erkennbar erhalten haben; zwei von ihnen sind in den letzten Jahren, allerdings mit den spätern Aufstockungen, am Nordring restauriert worden.

Der Zweck der mittelalterlichen Stadtbefestigungen war, die Bürger vor Überfällen zu sichern und vor allem den Markt, das Lebenszentrum der Stadt, zu schützen. Seit dem 15. Jahrhundert trat in Solothurn wie anderswo ein neuer Zweck hinzu; damit, dass die Städte anfangen, Machtpolitik zu treiben und auf Erwerbung und Eroberung eines möglichst grossen Herrschaftsgebietes auszugehen, wurde die Hauptstadt auch zu einem militärischen Zentrum, das als Mittelpunkt der machtpolitischen Auseinandersetzungen mit den Nachbarn eine besonders starke Befestigung erforderte; gleichzeitig machte auch die im hohen Mittelalter recht primitive und wenig wirksame Belagerungstechnik mit der Entwicklung der Pulvergeschütze immer neue Fortschritte, denen mit laufender Verstärkung der Stadtbefestigungen begegnet werden musste.

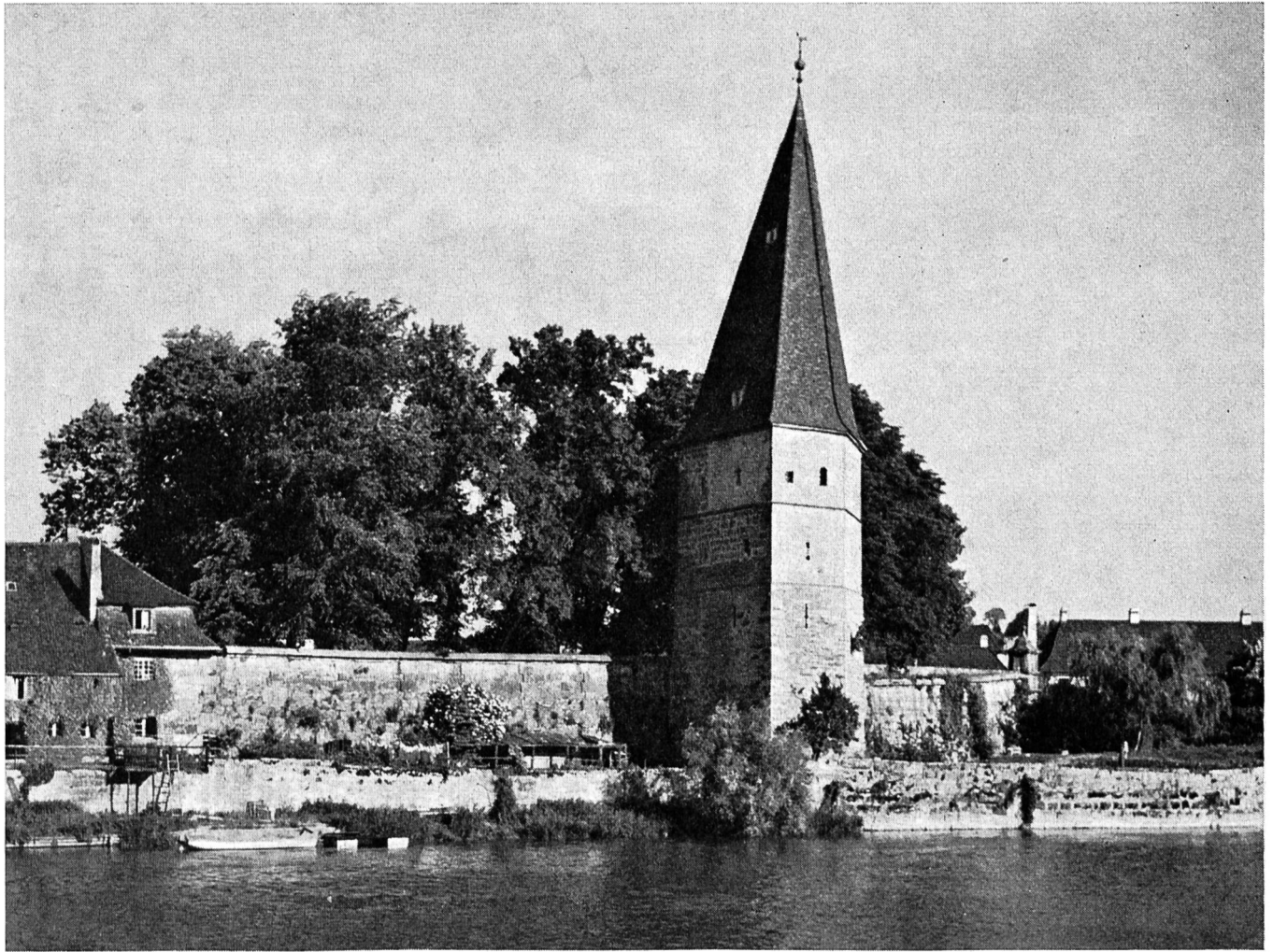
Schon die erste bekannte Verstärkung der zähringischen Stadtmauer richtete sich, wie alle spätern, eindeutig gegen Solothurns mächtigsten und damit gefürchtetsten Gegner, die Nachbarstadt Bern. Sie stand in Zusammenhang mit der weitausgreifenden Expansionspolitik des Schultheissen Niklaus von Wengi des Ältern; bevor er seine Eroberungszüge über den Jura hinweg gegen den Sundgau eröffnete, sicherte er die Hauptstadt gegen bernische Reaktionen durch einen Ausbau der Stadtbefestigung zwischen 1450 und 1460 ab; als der eindrucklichste Zeuge dieser damals errichteten Werke ist der Krumme Turm

erhalten geblieben, während sein nordöstlicher Gegenpol, der sogenannte Nydeckturm, 1547 durch eine Pulverexplosion in die Luft flog. Möglich ist aber auch, dass die bisher nicht sicher zu datierenden Bauten des Bieltors und des 1877 abgebrochenen Berntors auf diese Zeit zurückgehen.

Einen zweiten Ausbau erfuhr die Stadtbefestigung im Anschluss an die Reformation, als der Graben zwischen Bern und Solothurn sich um einen neuen Riss aufgetan hatte. Seinen Kern bildete der Bau der vier mächtigen, von der Befestigungstechnik der italienischen Renaissance inspirierten Eckbollwerke, von denen sich zwei als Buris- und Riedholzturm erhalten haben. Aus den Seckelmeisterrechnungen ist ersichtlich, dass besonders aber auch die Stadtgräben sehr stark ausgebaut und erweitert wurden, um der verstärkten Wirkung der neuen Geschütze Rechnung zu tragen.

Die dritte Phase des Befestigungsausbaus bildeten eben die grossen Schanzen, deren Jubiläum wir in diesem Jahr feiern. Die Vorgeschichte dieses Schanzenbaus geht bis in die Anfangsphasen des Dreissigjährigen Krieges zurück. Damals bauten die reformierten Städte, darunter auch Bern, ihre Befestigung nach dem ursprünglich in Italien entwickelten, aber dann vor allem in den Niederlanden voll ausgebauten System aus, das zu Unrecht unter dem Namen des viel später wirkenden Festungsbaumeisters Ludwigs XIV., Vauban, bekannt und populär geworden ist. Sein wesentlichstes Merkmal bilden die weit herausspringenden Bastionen oder Schanzen und die tiefen Gräben mit ihren mannigfaltigen, sich gegenseitig deckenden und unterstützenden Vorwerken. Unter dem Eindruck der bernischen Aufwendungen entschloss sich auch der solothurnische Rat, seiner Stadt eine moderne Befestigungsanlage zu geben und berief einen ausländischen Fachmann, den Festungsingenieur Michael Grossen von Besigheim am Neckar, nach Solothurn, um ein Projekt für eine Stadtbefestigung nach holländischer Manier auszuarbeiten. 1625 erhielt er den Auftrag, im folgenden Jahre legte er den Räten sein Projekt in verschiedenen Varianten vor, das sich heute in der Zentralbibliothek befindet.

Schon Grossen erkannte, dass die topographische Lage Solothurns der in der flachen Ebene entwickelten holländischen Befestigungstechnik bedeutende Hindernisse und Erschwerungen bot. Wohl stand die Altstadt auf einer kleinen Bodenerhebung über der Aare, die gegenüber den leichten Geschützen früherer Zeiten genügend Schutz geboten hatte. Die bedeutend stärkere Reichweite der neuern Geschütze ermöglichte es aber nun dem Belagerer, sich auf den sehr nahe gelegenen Hügeln aufzustellen und von oben her über die Schanzwerke hinweg in die Stadt hinein zu schießen; der bedrohlichste Punkt war der Schöngrünhügel, aber auch die damals noch ausgeprägtere Erhebung des Hermesbühl bedeutete eine Gefahr für die Stadt. Um wenigstens diese eine Bedrohung aus-



Die Krummturm-Schanze von der Aareseite.

zuschalten, schlug Grossen vor, den Schanzenring im Westen bis auf den Hermesbühl vorzuschieben, so dass das äussere Bieltor ungefähr in die Gegend der heutigen Zentralbibliothek zu stehen gekommen wäre. Der grosse freie Platz, der so innerhalb des Schanzenrings entstanden wäre, hätte nicht nur genügend Raum für freie Truppenbewegungen innerhalb der belagerten Stadt gelassen, sondern er hätte auch der Landbevölkerung der Umgebung Schutz geboten. So grosszügig Grossen auf dem linken Aareufer disponierte, so stiefmütterlich behandelte er allerdings die Vorstadt. Da ein Einbezug des Schöngrüns der ungeheuren Kosten wegen ausser Frage stand, begnügte er sich hier mit der Befestigung der kleinen Vorstadt allein, so dass der grössere Teil der Aarefront der linksufrigen Stadt ungedeckt geblieben wäre. Nur die weitgreifendste seiner verschiedenen Varianten erreicht durch drei den eigentlichen Bastionen vorgelegerte Hornwerke einen etwas bessern Schutz des Stadtkerns.

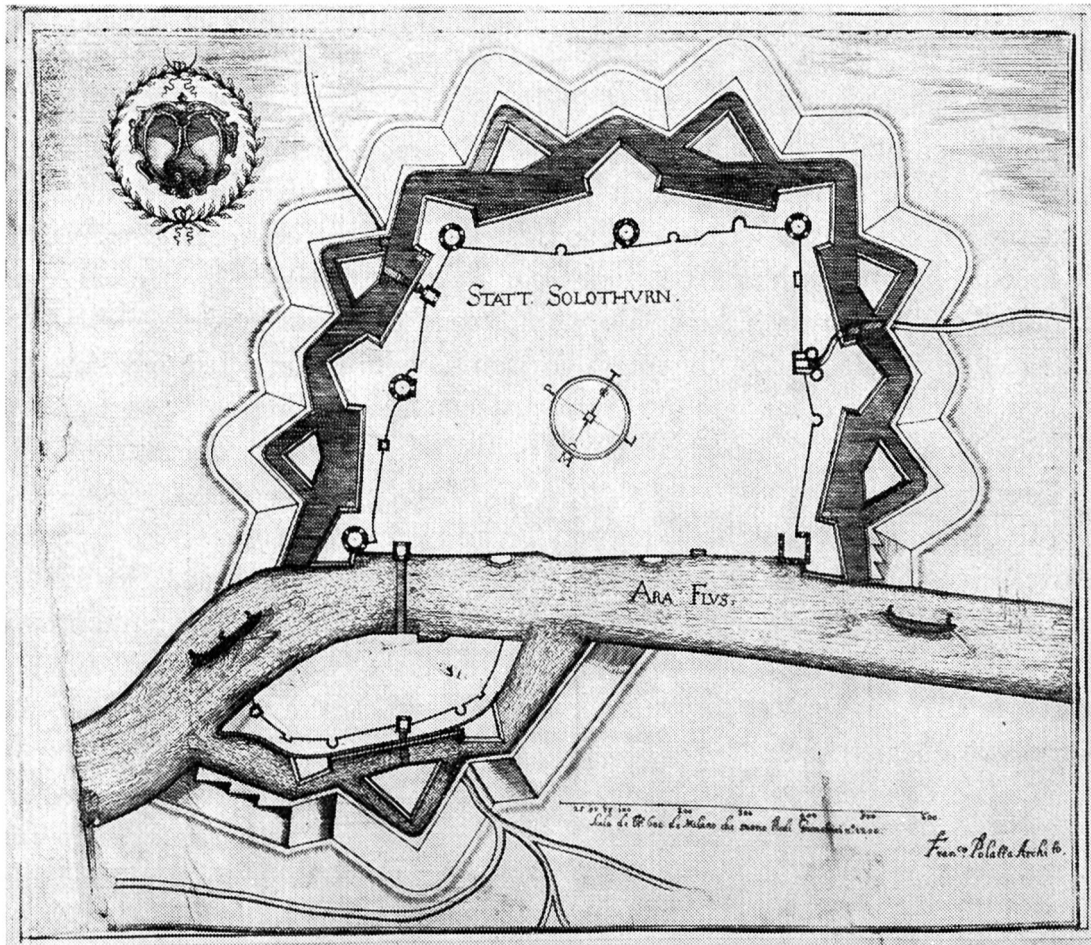
Obwohl Michael Grossen die Kosten sehr bescheiden auf bloss 100 000 Kronen oder rund 10 Millionen heutige Franken veranschlagte, schreckten die Räte vor dieser für ihre Verhältnisse unerhörten Ausgabe zurück, umso mehr, als sich inzwischen immer deutlicher abzeichnete, dass die eidgenössischen Stände sich trotz ihrer tiefen Gegensätze nicht in die grosse europäische konfessionelle Auseinandersetzung hineinziehen lassen wollten. So wurde Grossen mit bestem Dank entlassen und sein Projekt verschwand in den Archiven.

Der Bauernkrieg von 1653 und der Erste Villmergerkrieg von 1656, in denen beiden Solothurn wochen- und monatelang in grösster Besorgnis vor einem bernischen Angriff lebte, rüttelten indessen die Räte unsanft aus ihrer Zurückhaltung und hausväterlichen Sparsamkeit auf und bewogen sie, erneut an den Plan eines moderneren Ausbaus ihrer Stadtbefestigungen heranzutreten. Den letzten Ausschlag gab dabei der ungemein starke Ausbau der bernischen Festung Aarburg seit dem Jahre 1661, der ganz eindeutig darauf abzielte, Solothurn von seiner Verbindung mit dem glaubensverwandten Luzern und der Innerschweiz abzuschneiden und damit im Kriegsfall gänzlich zu isolieren.

Obwohl der für die Katholiken günstige Verlauf des kurzen Feldzuges des Ersten Villmergerkrieges die Befürchtungen zunächst gegenstandslos machte, berief Solothurn schon drei Wochen nach dem Friedensschluss vom 7. März 1656 zwei von Luzern empfohlene Festungsingenieure zum Studium einer neuen Befestigungsanlage nach Solothurn, unter ihnen den Tessiner Francesco Polatta von Melano. Er wurde für seine Bemühungen mit der Verleihung des solothurnischen Bürgerrechts belohnt, doch konnte man sich noch nicht zur Ausführung seiner Vorschläge entschliessen.

Für eine stärkere und zeitgemässe Sicherung ihrer Residenzstadt interessierte sich nach den unruhigen Fünfzigerjahren aber auch die französische Ambassade. Offenbar im Auftrag des Ambassadors de la Barde arbeitete 1662 einer seiner Beamten, der Stallmeister Pierre d'Angély, einen Plan zur Fortifikation der Stadt Solothurn aus, dem aber weiter keine Folge gegeben wurde.

Erstaunlich im Gegensatz zu dem bisherigen Zaudern und Zögern in dieser Frage wurden indessen die Räte im Anfang des Jahres 1667 von einer ungewöhnlichen Energie und Initiativkraft gepackt; Hauptgrund hiezu war wohl die Erkenntnis, dass trotz des anderthalb Jahre zuvor geschlossenen Wyniger Vertrages das gespannte Verhältnis gegenüber Bern ein Dauerzustand blieb und zu ständiger Sorge Anlass gab. Mitte Februar wurde Francesco Polatta abermals nach Solothurn berufen und ein Ausschuss der Räte eingesetzt, um mit ihm erneut die Frage einer neuen Stadtbefestigung zu prüfen. Offenbar die geistigen Führer dieses Ausschusses waren die jungen Hauptleute alt Landvogt Johann Victor Besenval und Jungrat Johann Victor Sury, die in den Jahren 1661 und



Schanzenprojekt von Francesco Polatta 1667 nach dem Druck von Johann Jakob Bernhardt. (Original Kupferstichkabinett Basel.)

1662 eine grosse Reise durch Europa unternommen, dabei auch überall den Befestigungsanlagen der besuchten Städte ihre besondere Aufmerksamkeit geschenkt hatten und so als Fachmänner gelten konnten. Bereits am 4. März wurde der von Polatta entworfene Schanzenplan vom Kleinen Rat genehmigt. Im Grossen Rat scheint sich indessen merklicher Widerspruch geregt zu haben, vor allem wohl im Hinblick auf die zunächst offen gelassenen und damit nicht absehbaren Kosten. Doch der Kleine Rat liess sich davon nicht beirren. Schultheiss Johann Friedrich Stocker trat am 7. März mit einer scharfen Rede vor die versammelten Bürger, begründete die Notwendigkeit des Schanzenbaus und bedrohte jede Widerrede, ja auch jede Kritik irgendwelcher Art an dem beschlossenen Projekt mit schweren Strafen, die bis zum Verlust des Bürgerrechts gehen sollten. Im Hinblick auf die Finanzierung des Werkes wurden zwei Ausschüsse eingesetzt: einer zu Verhandlungen mit dem Ambassador zwecks Erlangung eines Beitrages Frankreichs an die Kosten, der andere, um in Stadt und

Landschaft Solothurn selber ausserordentliche Mittel zu erschliessen. Der Grosse Rat erteilt hierauf, mit mehr oder weniger innerem Murren, die verlangte Zustimmung.

Im Gegensatz zu demjenigen von Michael Grossen lehnte sich das Projekt Polattas eng an den zähringischen Mauerring an, zweifellos auf Grund der Forderungen des Ratsausschusses, die Kosten möglichst gering zu halten. Um die linksufrige Stadt sah er 7 Bastionen vor, denen je zwischen zweien ein sogenannter Ravelin, ein dreieckiges Vorwerk, vorgelagert werden sollte; die Vorstadt sollte zwei Bastionen mit einem grossen Ravelin in der Mitte erhalten, zusätzlich aber durch einen von der Aare aus zu füllenden breiten Wassergraben geschützt werden. Vom Landhaus abwärts blieb die Aarefront der Altstadt wie bei Grossen ungedeckt.

Mit Annahme seines Projektes sah Polatta seine Aufgabe erfüllt und beehrte seinen Abschied, da er auch in Freiburg mit Schanzplänen beschäftigt war. Nachdem der Rat vergeblich versucht hatte, ihn länger zu halten, entliess er ihn mit einem Honorar von 40 Dublonen, ungefähr 16 000 heutigen Franken. Er kehrte allerdings später mehrmals kurze Zeit zurück, um den Fortgang seines Werkes zu überwachen.

Für die Oberleitung des Schanzenbaus wurde ein Schanzrat eingesetzt, an dessen Spitze Hauptmann Johann Viktor Sury stand; ebenso setzte man für die finanzielle Leitung einen besondern Schanzseckelmeister ein. Zur Deckung der Kosten wurde Stadtbürgern wie Landleuten eine ausserordentliche Steuer, das Schanzgeld, auferlegt, das umso unbeliebter war, als Solothurn sonst seine Bürger und Untertanen in Steuersachen äusserst schonend behandelte. Immerhin stand Minderbemittelten die Möglichkeit offen, ihren Beitrag durch Fronarbeit abzuverdienen. Der französische Resident Mouslier stellte zudem 18 000 Franken (rund 700 000 heutige Franken) als ersten Beitrag an den Schanzenbau zur Verfügung, allerdings als Abzahlung einer alten Schuld, wobei er erst noch 10 % Rabatt abzog.

Anfang Juli wurde durch den Schanzrat der Grundriss der neuen Schanzen mit Tännchen ausgesteckt und am 15. Juli erfolgte die feierliche Grundsteinlegung der ersten Bastion, der heute noch stehenden Bastion beim Riedholzturm, in Anwesenheit sämtlicher Räte, der ganzen Geistlichkeit und wohl auch der Vertreter der Ambassade. Für die Ausführung der Maurerarbeiten reichten die einheimischen Maurer nicht aus; es wurden deshalb sowohl welsche Maurer aus Ligerz und Neuenburg wie auch Italiener berufen, um das gewaltige Werk möglichst rasch voranzutreiben. Für die grossen Erdarbeiten und die Handlangerdienste beschäftigte man neben den freiwilligen Fronarbeitern eine grosse Zahl von Tagelöhnern, darunter auch viele junge Knaben und Mädchen, wie sich

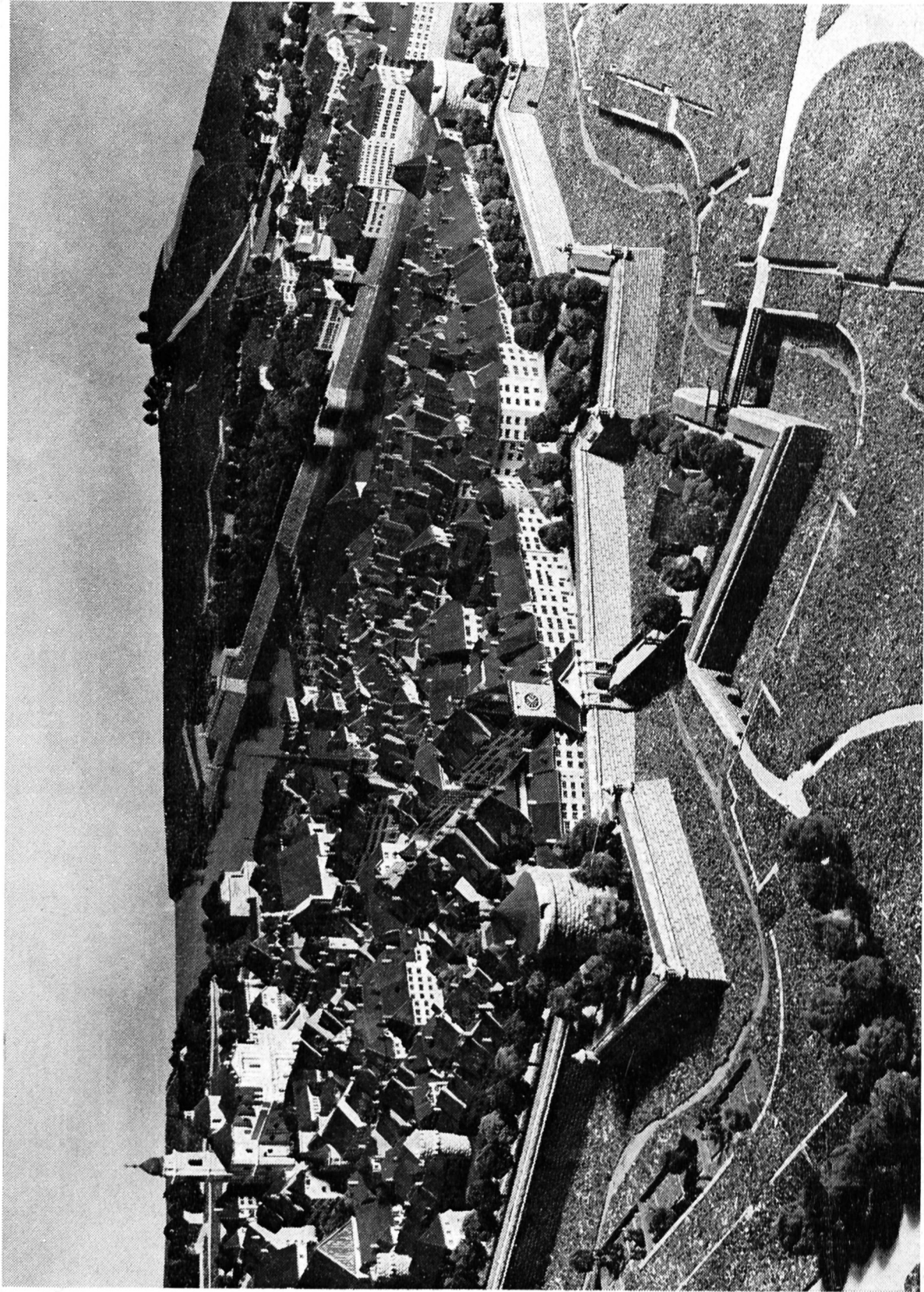
auch erwachsene Frauen zur Verfügung stellten. Bei einem Taglohn von rund 20 heutigen Franken war die Arbeit theoretisch recht streng: im Sommer betrug die tägliche Arbeitszeit 12½ Stunden, im Winter dauerte sie von Tages- bis Nachteinbruch mit einer Stunde Mittagszeit. Aus zahlreichen Ratserlassen ersieht man freilich, dass die Praxis wesentlich larger war und dass es die Schanzarbeiter oft recht gemütlich nahmen; besonders über die «jungen Meittlin» wurde des öfters geklagt, die durch ihre «Frächheit» auch die Knaben von der Arbeit ablenkten.

Immerhin scheint der Bau zunächst recht rüstig vorangeschritten zu sein. Bereits nach 5 Jahren, 1672, wurde Polatta ein weiteres Mal berufen, um Anordnungen für die Ausführung der Brustwehren zu geben; demnach waren die eigentlichen Schanzmauern damals schon in die Höhe geführt; ebenso wurde er aufgefordert, Pläne für die Errichtung der neuen Tore auszuarbeiten, die vor den alten Toren den Ausgang aus der Stadt ermöglichen sollten.

Mit dem Fortschreiten des Werkes wuchsen aber auch die Schwierigkeiten seiner Finanzierung. Das Schanzgeld wurde von den Betroffenen immer widerwilliger bezahlt und lief nur mit vielen Verzögerungen oder zum Teil überhaupt nicht ein und reichte damit immer weniger aus, obwohl auch die Stifte und Klöster sowie die Pfarrpfünden nicht von Beiträgen verschont wurden. Umso grössere Hoffnungen setzten die Räte auf die Unterstützung Frankreichs, doch der fast ständig in Kriege verwickelte König Ludwig XIV. machte alle Ausflüchte, die zum Teil seit Jahrzehnten ausstehenden französischen Schulden zu bezahlen, ganz zu schweigen davon, dass er zusätzliche Beiträge gezahlt hätte.

Man stellt indessen fest, dass trotz aller Klagen die notwendigen Mittel aufgebracht werden konnten, denn 1681 scheinen die Schanzwerke um die Altstadt so weit vollendet gewesen zu sein, dass man daran denken konnte, auch die Fortifikation der Vorstadt in Angriff zu nehmen. Zu diesem Zwecke wurde ein französischer Festungsingenieur berufen, Jacques de Tarade, sei es, dass Polatta inzwischen gestorben war oder dass man sein Projekt für ungenügend hielt. Im Februar 1682 wurde Tarades Projekt vom Kleinen Rat genehmigt und kurz darauf begann man mit den Grabarbeiten für den Schanzgraben. Die feierliche Grundsteinlegung der eigentlichen Vorstadtschanzen fand allerdings, wiederum mit grossem weltlichem und geistlichem Pomp, erst Ende August 1685 statt.

Inzwischen hatten die bisher so unternehmungsfreudigen Räte freilich bereits eine Art erster kalter Dusche bekommen. Ende 1684, nachdem Schanzen und Graben der Altstadt vollendet waren, wandten sie sich nämlich an einen weitem Fachmann, den Mathematikprofessor Louis Hautebeau von Besançon, um ein Gutachten über das Werk abzugeben, da die Fortifikationskunst damals



Die Schanzen nach dem Stadtmodell von Edgar Schlatter/Hans Langmack (Museum Blumenstein)

als ein Zweig der Mathematik galt. Seine Meinung war indessen nicht sehr ermutigend. Nachdem er die schon von Grossen hervorgehobenen topographischen Nachteile der Nähe beherrschender Hügel wiederholt hatte, rügte er vor allem, dass die Schanzwälle viel zu nahe an die Häuser der Altstadt herangerückt seien, womit die Flanken der Bastionen zu kleine Dimensionen hätten und schnelle Truppenverschiebungen innerhalb der Befestigung bei einer Belagerung verunmöglicht würden. Da diese Hauptfehler nicht mehr zu korrigieren waren, schlug er einige kleinere Verbesserungen vor. Zunächst sollten die bisher offenen vier Ecktürme der frühern Stadtbefestigung durch bombensichere Gewölbe eingedeckt und auf der Höhe mit festen Plattformen versehen werden, so dass sie als sogenannte Kavaliers die Eckbastionen verstärken konnten. Wie schon Polatta, verlangte er zudem den Vorbau von Ravelins vor die Schanzgräben, nur wollte er sie nicht zwischen die Bastionen, sondern vor dieselben stellen; der Kosten wegen konnte man sich nach seiner Meinung auch mit bloss drei Ravelins begnügen.

Der Bericht Hautebeaus wurde zunächst sehr bedächtig erdauert, denn erst 1687, als die Bauarbeiten in der Vorstadt bereits im Gange waren, liess man durch die Ambassade den inzwischen zum königlichen Inspektor der Festungsbauten im Elsass avancierten Ingenieur Tarade wiederum nach Solothurn kommen, damit er seinerseits sein Gutachten abgebe. Er legte zunächst drei neue Projekte für die Befestigung der Vorstadt vor. Gemeinsam ist ihnen, dass sie den Hauptfehler der Projekte Grossens und Polattas berichtigten: die mangelnde Deckung der Altstadt auf der Aareseite. Um diese zu erreichen, zog er die Vorstadtschanze vom Krummen Turm bis zu einem Punkt gegenüber dem Ritter-Bollwerk und versah sie mit vier Bastionen, zwei in der Mitte und zwei halbe am Aareufer; ihnen sollten drei Ravelins vorgelagert werden; dazu sah er wie Polatta einen breiten Wassergraben vor, der von der Aare her aufgefüllt werden könnte. Um die Wirkung des Höhenunterschiedes gegenüber dem Schöngrün etwas zu korrigieren, sollten zudem auf den beiden mittleren Bastionen noch Türme als Kavaliers erstellt werden. In Bezug auf die Mängel der Schanzwerke der Altstadt schloss er sich im grossen und ganzen der Meinung Hautebeaus an, rügte aber zusätzlich, dass die Brustwehren der Schanzen aus architektonischen Gründen aus Quadersteinen errichtet wurden, statt als Erdwälle, da bei einer Beschiessung die Steinsplitter zu weitem Verletzungen der Verteidiger führen müssten. Ferner schlug er vor, in der Verlängerung der Schalgasse eine neue Aarebrücke anzulegen, da die bestehende bei einer Belagerung zu exponiert wäre.

In Bezug auf die Ausdehnung der Vorstadtschanze folgte man tatsächlich Tarades Vorschlägen; es entstand damit im Kreuzacker ein neuer freier Platz,

den zu überbauen aber allen Anstrengungen der Räte nicht gelang, da die Bürger lieber in der drangvollen Enge der alten Stadt beisammen blieben, als sich auf das Wagnis einer Übersiedlung in den neuen Stadtteil einzulassen. Die Arbeiten schritten ebenfalls rasch voran; 1689 wurden die Pläne für das äussere Berntor genehmigt; 1693 berichtet der Franziskanerpater Franz Georg König bereits, dass die Schanzen bis auf die Höhe aufgeführt seien.

Inzwischen war auch für die finanziellen Probleme eine Lösung gefunden worden. Ludwig XIV., der sich durch seine Eroberungskriege ganz Europa zum Feind gemacht hatte und in immer grössere Bedrängnis geriet, sah sich nunmehr gezwungen, seine wenigen Freunde, die ihm geblieben waren, darunter auch die Stadt Solothurn, mit stärkerer Rücksicht als bisher zu behandeln, so dass 1689 ein Vertrag zustande kam, wonach sich der König zu regelmässiger jährlicher Abzahlung seiner auf 245 000 Franken, d. h. rund 8 Millionen heutige Franken, veranschlagten Schulden verpflichtete; 1696 wurde der Vertrag noch einmal für Solothurn verbessert, indem die Abzahlung in eine Art ewige Rente von 20 000 Franken, gleich 600 000 heutigen Franken, umgewandelt wurde. Diese Mittel kamen fast restlos dem Schanzenbau zugute, dem damit wenigstens von der finanziellen Seite her keine Hindernisse mehr erwuchsen.

Der regelmässig fliessende französische Zuschuss ermutigte die Räte sogar, nun auch über die rein baulichen Vorkehrungen für den Schutz der Stadt hinauszugehen und sich zu überlegen, dass Wälle und Gräben nichts nützen, wenn sie nicht auch verteidigt werden. Angesichts der Ausdehnung der Schanzwerke konnte die aus dem Mittelalter überkommene, von den Zünften gestellte Stadtwache nicht mehr genügen, und bereits 1689 arbeitete der Kriegsrat ein Projekt für eine eigentliche voll besoldete Stadtgarnison aus. Die Verwirklichung krankte indessen wie der ganze Schanzenbau an der kurzsichtigen Knausrigkeit der Räte. Als 1701 die Stadtgarnison endlich ins Leben trat, bestand sie zunächst nur aus drei wohlbesoldeten patrizischen Offizieren, die erst 1709 ganze 18 Mann zum Kommandieren bekamen; 1711 wurde der Mannschaftsbestand auf 36, zugleich aber auch die Zahl der Offiziere auf 4 erhöht. So wurde die Stadtgarnison in erster Linie eine wohldotierte Versorgungsanstalt für vier Patrizier, während die schon 1718 wieder auf 24 Mann reduzierte Mannschaft, durchwegs aus jungen Bauernburschen bestehend, bloss symbolischen Wert hatte, zumal immer wieder Klagen eingingen, dass sie lieber dem Wein und den Mädchen nachstrich, als ihren Wachdienst zu versehen.

Unerfreulich entwickelte sich auch die Situation des Schanzenbaus an sich. Nachdem die innern Bastionen und die Gräben vollendet waren, sollte man nun an den Ausbau der Aussenwerke herangehen und hier stiess man alsbald auf neue, unerwartete Hindernisse. Da die Schanzwälle in der Hauptsache auf dem

Raum der frühern Stadtgräben standen, hatte ihre Errichtung verhältnismässig wenig Opfer an privaten Gebäuden und Liegenschaften gefordert. Immerhin waren auf der Westseite zwei markante Gebäude gefallen: das erst 1646 errichtete Kloster der Visitantinnen in der Gegend der heutigen Hauptpost und ein grosses, fast palastartiges Sommerhaus der Familie von Roll in der Gegend der heutigen Kantonalbank. Die von den Fachleuten vorgeschlagenen Ravelins, im Volke Halbmonde genannt, und vor allem das als offenes Vorgelände von der Befestigungstechnik geforderte Glacis griffen nun aber weit in das Umgelände der Stadt hinaus und bedrohten eine ganze Reihe von patrizischen Sommerhäusern, darunter auch den heutigen Cartierhof, mit dem Abbruch, vor allem aber auch zahlreiche Bürger mit dem Verlust ihrer Gärten. Um sich gegen diese Widerstände zu wappnen, auch um einige aufgedeckte Fehler der bisherigen Arbeiten zu korrigieren, suchte man 1700 den Rat weiterer Fachleute. Durch Vermittlung der Ambassade kam zunächst ein französischer Festungsingenieur, Chevallier, selber nach Solothurn.

Chevallier wiederholte die Kritiken seiner Vorgänger. Als Verbesserungen machte er neue Vorschläge: statt der Ravelins sollten drei sogenannte Hornwerke, Vorwerke mit zwei auseinanderlaufenden Spitzen, die Bastionen im Westen und Norden verstärken, dazu sollte das ganze Vorgelände der Schanzen ausgebaut, Vertiefungen aufgefüllt und Erhöhungen abgetragen werden.

Noch vernichtender war das Gutachten, das der Ambassador Puysieulx gleichzeitig von dem grossen Vauban selber einholte, der also erst hier mit dem Solothurner Schanzenbau in Berührung kam und seine Meinung nur auf Grund der eingesandten Pläne abgab, ohne selber nach Solothurn zu kommen. Er bekräftigte alle Kritiken der frühern Gutachten: dass der Schanzenring zu eng gezogen, die Bastionen zu klein dimensioniert seien und das Fehlen von Vorwerken den Feind fast ungehindert unmittelbar an die Schanzen heranrücken lasse. Die Verbesserungsvorschläge Chevalliers verwarf er kurzweg als unnütz und liess im übrigen durchblicken, dass er die ganze Anlage überhaupt als so verfehlt betrachte, dass eine wirksame Verbesserung nicht mehr möglich sei; er empfahl einzig die Ausführung der schon von Polatta geplanten Halbmonde oder Ravelins.

Da der eben ausgebrochene spanische Erbfolgekrieg neue militärische Bedrohungen befürchten liess, war der Rat zunächst entschlossen, diesen Vorschlag Vaubans auszuführen. Die Umrisse der Halbmonde wurden ausgesteckt und zunächst mit dem Bau des Ravelins vor dem Bieltor, sozusagen als Muster, der Anfang gemacht. Sofort wurden die Räte mit einer Flut von Einsprachen der Häuser- und Gartenbesitzer in dem betroffenen Gebiet überschwemmt. Da sich inzwischen herausstellte, dass die Kriegshandlungen sich fern von der Schweiz

in den Niederlanden konzentrierten, wurden die Räte in ihrer Energie wankend und so drangen schon 1703 die Beschlüsse durch, zuerst die Bauarbeiten vor dem Bieltor und dann die Schanzarbeiten überhaupt auf sechs Jahre einzustellen.

Politische Gründe führten indessen dazu, dass das Werk schon vor Ablauf dieser Frist wieder aufgenommen wurde. Im Westen bedrohte die Frage der Nachfolge im Fürstentum Neuenburg, im Osten der Konflikt zwischen dem Abt von St. Gallen und seinen Untertanen im Toggenburg den Frieden in der Eidgenossenschaft selber, so dass neue Besorgnisse vor einem Angriff auf ihr Gebiet die Räte erfüllten. Schon 1706 beschloss man, die von Vauban geforderten Halbmonde nun doch zu errichten. 1708 wurde die bereits 1684 von Hautebeau vorgeschlagene Wölbung der vier alten Ecktürme endlich ausgeführt und im selben Jahre beschloss man auch, endlich einen wirklichen Fachmann mit der Leitung der Schanzarbeiten zu betrauen, den französischen Festungsingenieur Jean Fortier, während bisher einheimische Dilettanten wie die Leutnants Gleitz und Franz Brunner als Festungsinspektoren schlecht und recht die Aufsicht geführt hatten. 1709 war wenigstens der Ravelin vor dem Bieltor vollendet.

Da die Lage im Toggenburg sich immer mehr auf den Ausbruch eines neuen Religionskrieges hin zuspitzte, wurde 1710 aufs neue ein ausländischer Festungsspezialist als Gutachter berufen, ein Mr. de Morainville. Seine Meinung ist indessen erst aus einem zweiten Gutachten bekannt, das er 1712, schon nach dem für die Katholiken unglücklichen Ende des Zweiten Villmergerkrieges, abgab. Seine Verbesserungsvorschläge waren nicht nur viel detaillierter, sondern auch viel radikaler als alle bisherigen. Vor allem forderte er eine Verschiebung des ganzen östlichen Schanzenwerkes nach Osten, etwa auf die Höhe der heutigen Rötistrasse, damit das Glacis in das von dort nach Osten abfallende Gelände falle. Auf der Nordseite sollten Cartierhof und Schanzmühle sowie sämtliche Gartenhäuschen und Gartenmauern geschleift werden, da sie die Annäherung des Feindes decken würden. Auf den beiden mittleren Vorstadtbastionen sollten nach Tarades Vorschlag Kavaliere errichtet werden. Um die Stadt überhaupt verteidigen zu können, sollten aber nicht bloss die von Anfang an vorgesehenen Halbmonde endlich ausgeführt, sondern dazu in der Schützenmatte, auf dem Hermesbühl und auf dem Schöngrün grössere Vorwerke, sogenannte Redouten, erbaut werden. Ausserdem sollten alle grössern Landhäuser sowie die Klöster in der Umgebung der Stadt als kleine Verteidigungswerke ausgebaut werden, um die Annäherung des Feindes möglichst zu erschweren.

Der Eindruck des Gutachtens de Morainville auf die Räte muss so niederschmetternd gewesen sein, dass von einer Ausführung seiner Vorschläge gar



Die St. Ursenbastion (ursprünglich St. Victor)

nicht mehr die Rede war. Es kam dazu, dass auch die allgemeine politische Lage für die katholischen Orte höchst deprimierend war. Die Übermacht der grossen reformierten Städte hatte sich im vergangenen Kriege als so überwältigend erwiesen, dass an eine Revanche nicht mehr zu denken war, womit neue kriege-

rische Verwicklungen höchst unwahrscheinlich wurden. So konnte der Widerstand der Landbesitzer gegen eine weitere Ausdehnung der Fortifikationswerke leicht die Oberhand gewinnen. Das Schanzwerk spielte in der Folge nur noch die Rolle einer Arbeitsbeschaffungsmöglichkeit für die Tagelöhner in den Zeiten, da diese in der Landwirtschaft keine Beschäftigung fanden. Der Schanzinspektor Fortier wurde zwar beibehalten, obwohl er sich gegen ständige Forderungen zu wehren hatte, sein Salär zu kürzen, da er nicht mehr voll beschäftigt sei; die Räte verwendeten ihn indessen als eine Art Kantonsingenieur für allerlei Bach- und Flusskorrekturen und Meliorierungen. Ausgeführt wurden noch die Arbeiten am Glacis, wie es von Polatta geplant worden war, ohne den spätern Kritiken Rechnung zu tragen. In den Zwanzigerjahren schiefen sie allmählich ein, und nachdem Fortier 1727 gestorben war, wurde der Posten des Schanzinspektors 1729 überhaupt aufgehoben. Dies war das offizielle Ende des Schanzenbaus. Obwohl seit etwa 1700 nichts wesentliches mehr gebaut worden war, hatte der ganze Schanzenbau doch 6 Jahrzehnte lang gedauert, und er hatte rund 70 Millionen heutige Franken verschlungen, wobei erst noch zu berücksichtigen ist, dass alles Material gratis aus den obrigkeitlichen Steinbrüchen und Kalkgruben bezogen und ein sehr grosser Teil der Arbeiten im Frondienst geleistet wurde.

Über das vernichtende Urteil der Festungsfachleute tröstete die Räte nebst dem Umstand, dass die Schanzwerke nie die Probe auf ihre Tauglichkeit zu bestehen hatten, das begeisterte Lob der fremden Durchreisenden. Schon 1701 pries der Engländer Addison die im Glanz ihrer frischen Kalksteinverkleidung wie Marmor schimmernden Mauern der Stadt Solothurn, und alle spätern Reiseschilderungen wiederholen diese Bewunderung für das wenigstens architektonisch und ästhetisch wohl gelungene und eindruckliche Werk.

Der mehr idyllisch-bukolische als martialische Charakter der Festungswerke, der schon in den zierlichen Eckpavillons der Bastionen seinen Ausdruck fand, wurde überdies noch dadurch unterstrichen, dass man offenbar schon kurz nach der endgültigen Einstellung der Bauarbeiten, oder sogar schon vorher anfang, die Krone des ganzen Schanzenrings, der Wälle wie der Bastionen, mit Linden zu bepflanzen; schon die Ansichten von Emanuel Büchel um die Mitte des 18. Jahrhunderts zeigten einen Kranz hoher Bäume die Brustwehren der Schanzen überragen. Gegen Ende des Jahrhunderts wurde teilweise auch das Glacis mit Bäumen bepflanzt, und in den Schanzengräben legten die Bürger immer mehr Gärten und Gartenhäuschen an. Dass durch alle diese Bewegung und Sicht hemmenden Zutaten der ohnehin fragwürdige militärische Wert des Schanzenwerkes noch weiter vermindert wurde, braucht nicht erwähnt zu werden. Vom malerischen Gesichtspunkt aus aber verliehen sie dem imposanten

Bauwerk einen zusätzlichen Reiz. Den Bürgern bot ein Spaziergang auf den schattigen und luftigen Wällen erquickende Erholung, wenn sie der dumpfen Enge und den oft kaum erträglichen «Düften» der engen Gassen entrinnen wollten, und für die fremden Besucher und Durchreisenden gehörte der Rundgang auf den Wällen zu den obligaten Programmpunkten jeder Stadtbesichtigung. Sie hatten auch vor allem Sinn für die prächtigen Ausblicke, die sich von den Bastionen aus in alle Richtungen der Umgebung boten. Wie viele pittoreske und idyllische Einzelheiten sich dabei dem verständnisvollen Auge eröffneten, hat als letzter noch kurz vor dem Beginn des Schanzenabbruchs Franz Graff festgehalten.

Mit seinem stolzen, entschlossen ins Grosse und Weite strebenden Anfang, seinen das Auge blendenden äussern Vorzügen, seiner innern Schwäche und seinem kläglichen Ausgang aber erscheint der Schanzenbau wie ein Spiegelbild der ganzen Epoche solothurnischer Geschichte, mit der er zeitlich zusammenfällt und die wir als Höhepunkt und Fall des solothurnischen Patriziates charakterisieren können.

Die politische Resignation des patrizischen Regimes ersparte dem Schanzenwall auch beim Einmarsch der Franzosen 1798 die militärische Bewährungsprobe: freiwillig liessen die Räte die Truppen des Generals Schauenburg durch das imposante Bieltor einmarschieren. Zum Verhängnis wurde ihm erst die politische Umwälzung im 19. Jahrhundert. Der erste Schritt zum Untergang war, dass die sogenannte «Sönderungskonvention» zwischen dem neuen Kanton Solothurn und der ebenfalls neu geschaffenen Stadtgemeinde Solothurn im Jahre 1803 die Schanzen dem Kanton als Inhaber der Militärhoheit unterstellte. Als in der Regenerationszeit die Mehrheit des Kantons liberal wurde, die Stadtgemeinde dagegen zum Mittelpunkt aller konservativen Gegenbewegungen, geriet der stolze Schanzenring bald ins Zielfeld der politischen Auseinandersetzungen: dem Landvolk galt er als sichtbarstes Symbol der städtischen Überheblichkeit und ärgerliche Erinnerung an die einstige beherrschende Sonderstellung der Stadt. Aus überwiegend politischen Gründen wurde deshalb schon 1837 von der Regierung die erste Bresche in die bis anhin noch unversehrte Anlage geschlagen: vom Baseltor südwärts bis an die Aare wurden die Bastionen St. Urs und St. Peter geschleift und der Graben ausgefüllt. Mit Spitze gegen die Führer des liberalen Regimes fanden die erbosten Stadtbürger bald den Spitznamen «Oltner Loch» für die klaffende Lücke.

Nicht ganz zwei Jahrzehnte später erwuchs den Schanzen aber eine noch viel gefährlichere Drohung: der Eisenbahnbau. Die Schweizerische Centralbahn, die die erste Solothurn berührende Eisenbahnlinie, Herzogenbuchsee—Solothurn—Biel, erbaute, sah zwar zunächst eine Umfahrung der Schanzen im

Westen vor, doch die Stadtbürger wollten den Bahnhof möglichst nahe dem Stadtzentrum haben und erzwangen die Linienführung innerhalb des Krummen Turmes und damit die Durchbrechung der Vorstadtschanzen 1857; schon zwei Jahre zuvor hatte man mit der Niederlegung der Schanzen von der Aare nordwärts bis zum Buristurm begonnen, um Raum für den neuen Bahnhof samt einem Bahnhofquartier zu schaffen. Dabei fielen die Bastionen St. Georg, St. Josef und Notre-Dame samt dem Ravelin vor dem Bieltor; das prunkvolle Äussere Bieltor blieb als einsame Ruine noch bis 1872 stehen und wurde dann der Anlage des grossen Platzes geopfert, der zunächst den Namen des polnischen Freiheitshelden Kosciuszko erhielt, ehe er zum schlichten Amthausplatz wurde. Interessant ist, dass die Centralbahn im Hinblick auf die 1854 eröffnete Dampfschiffahrt auf der Aare auch Projekte für ein Hafenbassin, entweder im Obach oder auf dem Gelände des heutigen Hauptbahnhofes, ausarbeiten liess; sie blieben unausgeführt, da die Schifffahrt nach wenigen Jahren der Konkurrenz der Eisenbahn erlag.

Zu neuen Einbrüchen in den Schanzenring führte die Anlage des neuen Hauptbahnhofes im Zusammenhang mit dem Bau der Gäubahn und der Linie Solothurn—Burgdorf um 1875. Ihr mussten die beiden grossen Vorstadtbastionen St. Franziskus und St. Ignatius weichen, während die Vorstadtgräben mit dem Aushubmaterial des Durchbruchs der Emmentalbahn durch die Schöngriethöhe ausgefüllt wurden. So blieb zunächst nur noch die Nordseite des Schanzenwalls erhalten, wo keine praktische Notwendigkeit den Abbruch begründen konnte. Doch das stark materialistische Denken der vom industriellen Gründungsfieber erfüllten Achtzigerjahre wollte auch vor diesen letzten Zeugen einer nutzlos gewordenen Fortifikation nicht Halt machen. Im Kantonsrat wurde die Verwertung der gesuchten Quadersteine gefordert, und schon um 1880 begann man mit dem Abbruch der Bastion St. Mauritius an der Stelle des spätern Konzertsaaes. Doch nun begann sich in der Stadtbürgerschaft der Widerstand gegen die sinnlose Zerstörung eines architektonisch und historisch wertvollen Baudenkmals zu regen. Es wurde erreicht, dass der weitere Abbruch 1883 eingestellt wurde, und später erwarb die Stadtgemeinde die letzte noch vollständig erhaltene Bastion, St. Viktor beim Riedholzturm, die später in St. Ursenbastion umgetauft wurde. Doch noch 1905 wurde die Halbbastion St. Johannes, im Volke Turnschänzli genannt, dem reinen Materialdenken geopfert, was allerdings einen gesamtschweizerischen Proteststurm hervorrief, der Anlass zur Gründung der schweizerischen Heimatschutzbewegung wurde. Er rettete auch die kleine Halbbastion Heiligkreuz beim Krummen Turm, die mit der St. Ursenbastion der Nachwelt erhalten blieb, als zwar kleiner, aber immer noch eindrucklicher Rest des heute dreihundertjährigen Bauwerkes.